

# Ein genialer Knabe

Autor(en): **Katscher, Leopold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751283>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Art Theklas; und nun gar in solch rauher Umgebung. Anziehend umgekehrt, weil seiner Natur nicht entsprechend, war sicher die starke Betonung des Gefühlsmäßigen in der Erzählung und dann das wilde Milieu: das seinem Wesen gegensätzliche interessierte ihn ja immer. Meyer, der große Leidenschaftslose, spielt mit der glühenden Thekla — wie Gustav Adolf mit seinem Bagen!

Dr. Eugen Geiger

## Ein genialer Knabe

**T**heodor Körner, Keats, Shelley, Petöfi starben ungemein jung, aber keiner annähernd so jung wie Thomas Chatterton, der berühmte Dichter der „Rowley Papers“, der kaum 18 Jahre alt wurde. Und kein anderes Poetenleben war so traurig wie das seinige. Er gehörte fast zu den Klassikern des 18. Jahrhunderts, und hätte er länger gelebt, er würde bestimmt zu ihnen gehört haben. Ein echtes Genie, das im Alter von 17<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Jahren durch Selbstmord endete. Nur ein Knabe, aber ein Feuergeist ersten Ranges.

Das Maß seiner Bedeutung ergibt sich schon aus dem Umstande, daß über sein Leben und seine Dichtungen zahlreiche Bücher erschienen sind, und daß er erst zehn Jahre alt war, als seine erste Gedichtsammlung erschien. Nach sehr langer Pause ist ihm ein neuer Biograph entstanden in der Person John H. Ingram, des hervorragenden Poe-Kenners, dessen anziehend geschriebenes, sehr reich und hübsch illustriertes Werk unter dem Titel „The true Chatterton“ bei T. Fisher Unwin in London soeben erschienen ist. Wie Ingrams hoher Gerechtigkeitsliebe die Rehabilitierung des fälschlich übel beleumundet gewesenen genialen Edgar Allan Poe — durch dessen meisterliche und gewissenhafte Biographie — glänzend gelang, so gelingt ihm in dem neuen Buche endgültig die Verteidigung des Bristoler Wunderknaben gegen althergebrachte, allgemein verbreitete Verleumdungen.

Unser Held wurde im November 1752 zu Bristol als Sohn eines sehr begabten Schulmeisters und Musikers geboren, der schon drei Monate vorher gestorben war. Die mit der größten Armut kämpfende Mutter mußte ihn, als er acht Jahre alt war, in die Colston'sche Waisenschule aufnehmen lassen, wo er sieben Jahre zubrachte. Hier erwachte sein Talent, seine Einbildungskraft

machte sich geltend. Statt an den gesunden Sportübungen seiner Mitschüler teilzunehmen, spann er sich so sehr in Schwärmerei und Träumerei ein, daß er, wie gesagt, mit zehn Jahren durch seine ersten Poesien überraschen konnte; freilich blieben sie unbeachtet.

1767 wurde das Wunderkind zu einem Rechtsanwalt in die Lehre gegeben. Da sein Meister häufig auf Reisen war, hatte Thomas viel freie Zeit, die er zum Dichten benutzte. Er las Shakespeare und mit besonderer Vorliebe den großen englischen Dichter des Mittelalters: Chaucer. Daheim entdeckte er eine Fülle mittelalterlicher Pergamentschriften, die aus dem Urkundenzimmer der benachbarten Kirche stammten, an welcher die allermeisten seiner Vorfahren als Küster tätig gewesen waren. Er entzifferte sie anfangs mühsam, erlangte aber allmählich eine große Fertigkeit darin, und das Studium dieser Dokumente feuerte seine Fantasie an. Er ahmte ihre Schreibweise nach und bekam eine literarische Vorliebe für das Mittelalter. Bald faßte er einen Gedanken, der ihm verhängnisvoll werden sollte: er tat, was nach ihm Macpherson mit Ossian, Ireland mit Shakespeare usw. taten und was gegenwärtig immer häufiger geschieht, ohne daß ein Hahn danach krächte — er gab eigene Schöpfungen als von ihm bloß „herausgegebene“ Entdeckungen aus; und gerade ihm, einem halben Kind, nahm man das furchtbar übel, obwohl die Fälschung wirklich ganz harmlos war.

In der richtigen Meinung, daß Gedichte eines völlig unbekanntem Lehrlings, wenn offen als solche angekündigt, unbeachtet bleiben würden, veröffentlichte er in einer Zeitschrift eine große Anzahl wertvoller Dichtungen, die er im Stil und in der Handschrift des Mittelalters geschrieben hatte, als von ihm in dem vorhin erwähnten Kirchenarchiv gefundene Werke eines angeblichen Priesters Rowley aus dem 14. Jahrhundert, den er überdies mit einer romantischen Lebensgeschichte und einer interessanten Tafelrunde ausstattete. Damals war er noch nicht 16 Jahre alt. Daneben ließ er andere Arbeiten unter seinem eigenen Namen erscheinen. Alles war von einer literarischen Bedeutung, wie sie wohl weder vorher noch seither den Schöpfungen irgendeiner Knabensfeder innegeohnt hat. Da er als vorzüglicher Sohn und Bruder die Abende bei Mutter und Schwester zubrachte, mußte er, um all das leisten zu können, die Nächte zu Hilfe nehmen. Nur Genie und eiserner Fleiß setzten ihn in den Stand, seine Pläne durchzuführen.

Die Fälschungen waren im Stil wohl gelungen, aber in der Ausführung denn doch etwas zu plump. Manche der hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen er infolge seiner Veröffentlichungen in Berührung kam, glaubte an die Echtheit und ermutigte ihn zu weiteren „Entdeckungen“; andere erkannten die Wahrheit, munterten Thomas trotzdem zum Fortfahren auf — aus selbstsüchtigen Gründen. Mehrere jedoch von denen, an die er sich wandte, wiesen ihn entrüstet ab, in erster Reihe Horace Walpole, von dem er Förderung erhoffte. Obgleich er selbst eine arge literarische Fälschung („Otranto“) begangen hatte, setzte Walpole sich dem armen Knaben gegenüber aufs hohe Ross und begegnete ihm mit unverantwortlichem Hochmut und schmählicher Rücksichtslosigkeit.

Von den Angriffen seiner Gegner überwältigt und zu stolz, um sich den damals üblichen „Gönner“ zu suchen, trat der Wunderjüngling aus der Lehre und ging, trotz alles Widerredens, im April 1770 auf eigene Faust nach London, wo er keinen Menschen kannte. In jugendlicher Naivität redete er sich ein, er werde dort mit seiner Begabung schon durchdringen. Aber nur zu bald wurde ihm klar, daß er sich geirrt hatte. Nach Hause schrieb er rührende, anziehende Briefe über angebliche Erfolge, während er in Wirklichkeit hungerte und trotzdem niemandes Hilfe in Anspruch nahm. Schon nach vier Monaten verlor er jeden Lebensmut so vollständig, daß er sich am 24. August in seinem armseligen Dachstübchen durch Vergiftung das Leben nahm.

Er war ein glänzender Brieffschreiber. Das beweisen namentlich seine scharfen und bitteren Zuschriften an Horace Walpole. Dieser rächte sich nach Chattertons Tod recht unedel, indem er ihn öffentlich, sehr zu Unrecht, einen Lügner, Gauner und vollendeten Schurken nannte. Andere Heuchler taten ihren Senf dazu, und bald schädigte ein ganzer Rattenkönig von Entstellungen und Verleumdungen das Andenken des Selbstmörders. Die meisten seiner Biographen verschlimmerten auf Grund gedanken- und gewissenloser Aussagen oder Berichte, ohne eigene Forschungen anzustellen, seinen Ruf noch bedeutend. Byron stellte ihn als wahn Sinnig hin. Andererseits erfuhr seine literarische Bedeutung glänzende Beurteilung durch große Dichter wie Coleridge, Shelley, Wordsworth und Rossetti.

Jetzt, nach fast anderthalb Jahrhunderten, widerfährt endlich auch seiner Person Gerechtigkeit. Ingram zeigt sie uns in ihrem wahren Licht, indem er die vielen Fälschungen früherer Biographen Punkt für Punkt mit vollgültigen

urkundlichen und anderen Beweisen — Ergebnissen eigener Untersuchungen — widerlegt. Dank ihm wissen wir nunmehr, daß der so frühreife Wunderknabe kein Bummler, Faulenzer und Säufer war, sondern ein fleißiger, dem Alkohol durchaus abholder, auch im Essen ungewöhnlich mäßiger, charaktervoller, bescheidener, unabhängigkeitsliebender, von Unterwürfigkeit durchaus freier Mensch, ein zärtlicher Verwandter, ein treuer Freund und Lehrling. Er lebte nach den Grundsätzen, die er in Briefen und Geschichten verkündete: „Ich verachte die fließende Schale, welche die Sinne erniedrigt und die Seele entarten läßt. . . . Der Mensch vermag alles, wenn er emsig und mäßig ist. . . . Wer zu arbeiten hat, darf sich nicht dümmer machen als Gott ihn gemacht hat.“

Einem spannenden Roman gleicht Ingrams Chatterton-Biographie. Sie bildet eine ebenso wichtige wie wertvolle Bereicherung der Literaturgeschichte und wirkt in ihrer dramatischen Schlichtheit tief ergreifend. Da der Verfasser fast durchweg Quellen benutzt, die bisher unbekannt waren — unanfechtbare Originalurkunden aller Art — bietet er uns naturgemäß sehr viel neues Material. Einerseits druckt er zahlreiche bisher unveröffentlichte Briefe und Gedichte des unglücklichen Knaben ab, andererseits gibt er eine ausführliche Darstellung der Umstände, die zur Fälschung der Urheberchaft der „Rowley Papers“ führten, und entwirft ein durchweg befriedigendes Bild von dem eigenartigen Wesen und der seltsamen Begabung Chattertons. Was dieser während seines so ungemein kurzen Daseins leistete, läßt annehmen, daß er bei normaler Lebensdauer die höchste Stufe der Vollendung erklimmen und die denkbar herrlichsten Werke geschaffen haben würde. L e o p o l d K a t s c h e r

## Neue schweizerische Lyrik

### Selbstschuld

Nicht der Kampf mit Schicksalsmächten,  
 Nicht der Jugend rasches Schwinden,  
 Nicht der Freunde Nimmerfinden  
 Schreckt dich auf aus stillen Nächten,  
 Heißt die heißesten der Tränen.  
 Ach, ein Andres ist, das richtet:  
 Herz, was selber du vernichtet!